

Der vergessene Mantel

Hingeworfen auf die steinerne Brüstung der Brücke, die vom Konzerthaus in Freiburg zur Wiwilli-Brücke führt, liegt ein einfacher grauer Mantel aus Bronze. Er soll an die Deportation von 450 Juden in das tausend Kilometer entfernte Gurs, „dem Vorhof von Auschwitz“, erinnern. Kommt man in die Nähe des Mantels, meint man zunächst, hier habe wirklich jemand seinen Mantel liegenlassen, so verwittert sieht er aus. Den eingravierten Stern und das Wort „Jude“, grau in grau, sieht man nur, wenn man ganz nahe davor steht. Auch die kleine Tafel in der Nähe des Mantels gibt nur eine kurze Erklärung:

„Am 22.10.1940 wurden mehr als 450 jüdische Bürger aus Freiburg und Umgebung auf Befehl der nationalsozialistischen Gauleitung von der Güterhalle des damaligen Bahnhofs in das südfranzösische Lager Gurs deportiert. Viele von ihnen kamen schon in Gurs durch Krankheit und Hunger um. Die meisten wurden ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert.“



Der vergessene Mantel.

In Erinnerung an die am Laubhüttenfest (22. Oktober) des Jahres 1940 nach Gurs deportierten Juden aus Freiburg i. Br. und Umgebung.

Foto: privat.

Zwei Jahre lang wurde wegen diesem „vergessenen Mantel“ debattiert. Die Kunstkommission hatte den Entwurf für dieses „Gurs-Denkmal“ abgelehnt. Der Mantel ist auch kein „Denkmal“ im traditionellen Sinn. Er ist eine Mahnung, eine wehmütige Erinnerung an einen Menschen, der keine Zeit hatte, seinen Mantel mitzunehmen. Er ist aber auch eine Provokation, auf den ersten Blick eine zwar viel zu milde und zu einfache, aber dennoch schmerzhaft und beschämend, wenigstens für den, der ihn wahrnimmt. Aber da er so unscheinbar ist, wird er nur von wenigen wahrgenommen. Hin und wieder bleibt jemand stehen, schaut, geht weiter, weiß nichts damit anzufangen. Kaum jemand sieht das Wort *Jude*. Gehen die Menschen aus Gleichgültigkeit vorbei oder aus Scham, mit dem Gedanken, „Nein, nicht schon wieder?“

Es ist ein armseliges Mahnmal in all seiner Tragik und Traurigkeit. So armselig wie der Mensch, der ihn liegenließ. Der Freiburger Historiker Hugo Ott hat in seinem Buch *Laubhüttenfest 1940. Warum Therese Loewy einsam sterben mußte* die Deportation nach Gurs beschrieben und dabei festgehalten, „daß damals viele Freiburger Bürger hinter geschlossenem Fenster zuschauten“. Es geschah an einem kalten Morgen. Es mußte alles schnell gehen, und es ging auch schnell. In der Eile konnte da auch ein Mantel liegengeblieben sein, wo doch das ganze Hab und Gut der Menschen, und schließlich auch ihre Menschlichkeit liegengeblieben war.

Der Name Gurs ist viel weniger präsent als Buchenwald, Sachsenhausen, Mauthausen, Auschwitz und all die anderen schrecklichen Orte. Bevor der *Mantel* entstand, wurde auch vom „historischen Stellenwert“, den Gurs hat, diskutiert. Wer über Gurs und alle die anderen Lager weiß, wer sie erlebte und überlebte, für den ist es unvorstellbar, in diesem Zusammenhang das Wort „Stellenwert“ hören zu müssen. Auch die Frage der Kunst ist sekundär. Ein Mahnmal soll primär ein Mahnmal sein. Erinnerung soll immer Erinnerung sein und bleiben. Dieser „vergessene Mantel“ ist ein Symbol für das, was geschah. Er ist wie ein Hinweisschild auf das Grauen, die Schuld und leider auch auf das Vergessen. Der zurückgelassene Mantel ist mehr als eine übliche Gedenkplatte. Er verdeutlicht die ganze Armseligkeit und Unmenschlichkeit einer Zeit, die präsent sein und bleiben muß, damit sie niemals vergessen wird. „Der Einzelname“, schreibt Ott, „ist eingetaucht in das unermessliche Zahlenmeer, regelrecht darin versunken. Was daher not tut, ist die Vereinzelung“ (Hugo Ott, *Laubhüttenfest*, 106). Für diese „Vereinzelung“ ist der „vergessene Mantel“ ein Zeichen.

Maria Stiefl-Cermak, Freiburg/Br.

Die katholische Kirche im Dialog mit anderen Religionen

Im nachsynodalen Schreiben „Ecclesia in Europa“ (28. Juni 2003) wird u. a. auch der Dialog mit den anderen Religionen behandelt (Art. 55-57). Art. 56 befaßt sich mit den Beziehungen der katholischen Kirche zum Judentum. Papst Johannes Paul II. stellt darin seine Ausführungen über den Dialog in den Zusammenhang mit dem religiös-exklusiven Selbstverständnis der katholischen Kirche (Red.)

[...] Beim Sich-Einüben in diesen Dialog geht es nicht darum, sich von einer „Denkweise der Gleichgültigkeit“ einfangen zu lassen, „die leider auch unter Christen weit verbreitet ist und die ihre Wurzeln oft in theologisch nicht richtigen Vorstellungen hat und von einem religiösen Relativismus geprägt ist, der zur Annahme führt, daß „eine Religion gleich viel gilt wie die andere“.

Es geht vielmehr darum, sich der *Beziehung, die die Kirche mit dem jüdischen Volk verbindet*, und der einzigartigen Rolle Israels in der Heilsgeschichte klarer bewußt zu werden. [...] Wie bereits bei der Ersten Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa deutlich geworden war und auch bei der letzten Synode bekräftigt wurde, gilt es, die gemeinsamen Wurzeln anzuerkennen, die zwischen dem Christentum und dem jüdischen Volk bestehen, das von Gott zu einem Bund berufen wurde, der nicht widerrufen werden kann (vgl. Röm 11,29), nachdem er in Christus die endgültige Erfüllung erlangt hat.

Der Dialog mit dem Judentum muß deshalb im Wissen um seine fundamentale Bedeutung für das christliche Selbstbewußtsein und für die Überwindung der Spaltungen zwischen den Kirchen gefördert und so vorangetrieben werden, daß ein neuer Frühling in den wechselseitigen Beziehungen erblüht. Das schließt ein, daß sich jede kirchliche Gemeinschaft, soweit es die Umstände erlauben, in den Dialog und die Zusammenarbeit mit den Gläubigen der jüdischen Religion einüben muß. Dieses Sich-Einüben in den Dialog führt unter anderem dazu, daß „man sich daran erinnert, welchen Anteil die Söhne der Kirche an der Entstehung und Verbreitung einer antisemitischen Haltung in der Geschichte haben mochten, und dafür Gott um Vergebung bittet und auf jede Weise Begegnungen der Versöhnung und Freundschaft mit den Söhnen und Töchtern Israels fördert“. Allerdings erscheint es in diesem Zusammenhang geboten, auch der nicht wenigen Christen zu gedenken, die vor allem in Zeiten der Verfolgung diesen ihren „älteren Brüdern“ – oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens – geholfen und sie gerettet haben.

Musikalischer Dank für Versöhnungsarbeit von Johannes Paul II.

Am 17. Januar 2004 fand im Vatikan ein Konzert des Dankes für die Friedensbemühungen von Papst Johannes Paul II. statt. Ehrengäste waren u. a. die israelischen Oberrabbiner *Jona Metzger* und *Schlomo Moshe Amar*. Das Konzert war vom Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen in Zusammenarbeit mit der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum und dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog veranstaltet worden. Unterstützt wurde es von der israelischen Regierung und vom „Orden der Ritter des Kolumbus“. Mit eingeladen waren vor allem jüdische, christliche und muslimische Institutionen und Persönlichkeiten, die sich in den vergangenen zwanzig Jahren geistig-religiös und politisch für die Versöhnung zwischen Juden, Christen und Muslimen eingesetzt hatten. Dirigent war Sir Gilbert Levine, Aufführende waren das Pittsburgh Symphony Orchestra und Chöre aus Ankara, Krakau, London und Pittsburgh. Etwa 100 Sänger, Sängerinnen und Instrumentalisten gestalteten einen außerordentlich kunstvollen Abend vor einem der Arbeit für den Frieden gewidmeten Publikum von etwa 4000 Personen.

Zunächst wurde die Motette *Abraham* von John Harbison aufgeführt. Thema der Motette ist Gen 17,15: Abraham wird zum „Bundespartner Gottes“ und „Vater vieler Völker“ bestimmt. Bewegend war auch die Symphonie Nr. 2 (Teile I, IV und V) von Gustav Mahler zum Thema „Auferstehung“. Das Leben wird als Präludium zur Auferstehung in Gott hinein musikalisch kunstvoll zur Geltung gebracht. Der Mensch kommt von Gott, schafft Frieden und wird zu Gott zurückgetragen. Am Schluß des Konzertes dankte der Papst mit folgenden Worten:

„Tief bewegt habe ich am Konzert des heutigen Abends teilgenommen, das die Versöhnung zwischen Juden, Christen und Muslimen zum Thema hat. [...] Die Geschichte der Beziehungen zwischen Juden, Christen und Muslimen ist gezeichnet durch Licht und Schatten und hat bedauerlicherweise auch leidvolle Momente gekannt. Heute spüren wir den dringenden Wunsch nach einer echten Versöhnung unter denen, die an den Einen Gott glauben. Am heutigen Abend sind wir hier vereint, um dem Streben nach Versöhnung konkreten Ausdruck zu verleihen, indem wir uns der universalen Botschaft der Musik anvertrauen. Wir wurden an die Mahnung erinnert: ‚Ich bin Gott, der Allmächtige. Gehe deinen Weg vor mir, und sei rechtschaffen!‘ (Gen 17,1). Jeder Mensch spürt in seinem Innersten den Widerhall dieser

Worte: Er weiß, daß er eines Tages vor jenem Gott Rechenschaft ablegen muß, der aus der Höhe des Himmels seinen Weg auf Erden betrachtet. Der Jude ehrt den Allmächtigen als Beschützer der menschlichen Person und als Gott der Verheißungen des Lebens. Der Christ weiß, daß die Liebe der Grund dafür ist, daß Gott mit dem Menschen in Beziehung tritt und daß Liebe die Antwort ist, die er vom Menschen erwartet. Für den Muslim ist Gott gut und versteht den Gläubigen mit seinen Erbarmungen überreich zu beschenken. Beseelt von diesen Überzeugungen können Juden, Christen und Muslime nicht akzeptieren, daß die Erde vom Haß bedrängt und die Menschheit von endlosen Kriegen heimgesucht wird.

Ja! Wir müssen in uns den Mut zum Frieden finden. Wir müssen aus der Höhe das Geschenk des Friedens erleben. Und dieser Friede wird sich verbreiten wie heilendes Öl, wenn wir ohne Unterlaß den Weg der Versöhnung gehen. Dann wird die Wüste zu einem Garten, in dem die Gerechtigkeit herrscht, und die Folge der Gerechtigkeit wird der Friede sein (vgl. Jes 32,15-17). „*Omnia vincit amor!*“

Clemens Thoma, Luzern

„Heiligung des göttlichen Namens“

Das Lassalle-Haus Bad Schönbunn gehört zu den wenigen Orten in der Schweiz, wo man sich jährlich an die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 erinnert. So wird stets am ersten Novemberwochenende ein Seminar zu einer jüdisch-christlichen Fragestellung durchgeführt, um Antijudaismus und Antisemitismus entgegenzuwirken. Die Gastreferentin des Wochenendseminars 2003, Verena Lenzen, Universität Luzern, legte in drei Vorträgen Geschichte und Bedeutung des Begriffs „Heiligung des göttlichen Namens“ (qiddusch ha-Schem) dar. Zunächst bot die Professorin für Judaistik einen religionsgeschichtlichen Überblick. Dabei ging sie von den vielen ausgesprochenen und dem einen unaussprechbaren Namen Gottes aus. Gott durch seinen unaussprechbaren Namen groß sein zu lassen, fordert Lev 22,32: „*Ihr sollt meinen heiligen Namen nicht entweihen, damit ich inmitten der Israeliten geheiligt werde; ich, der Herr, bin es, der euch heiligt.*“ Die Heiligung des göttlichen Namens steht für den Inbegriff eines Lebens nach Gottes Willen. Im Halten der Gebote kann sich Gott in Israel als der Heilige erweisen und das Leben heiligen. Damit ist gleichsam eine Leitidee jüdischer Spiritualität ausgedrückt. Seit der Makkabäerzeit begann sich der Begriff der „Heiligung des göttlichen Namens“ immer mehr auf das Le-

benszeugnis schlechthin zu verengen: auf das Martyrium für Gott (vgl. S. 82-93 i. d. H.). Der zweite Beitrag war den Midraschim zu Gen 22 gewidmet. Zur Zeit der Kreuzzüge und wieder im 20. Jahrhundert während der Schoa wurde der gebundene Isaak zum ethischen Modell für die verfolgten Jüdinnen und Juden. In zwei Gruppen diskutierten die Seminarteilnehmer Midraschtexte zur Bindung Isaaks und lernten, wie sich darin die Auffassung von Leben und Sterben im Namen Gottes spiegelt.

Der letzte Vortrag war der Wandlung der Vorstellung von *qiddusch ha-Schem* angesichts der Schoa gewidmet. In der Schoa wurden alle, die wegen ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Volk den Tod erlitten, zu Märtyrern, die Gottes Namen heiligen. Seit der Schoa wird aber die Heiligung weniger im Sterben als vielmehr im *Leben für Gott* gesehen. Damit wird die biblische Bedeutung wieder betont und der Ausdruck „Heiligung des göttlichen Namens“ zur Leitidee jüdischer Ethik schlechthin. Die Ansätze dazu entfaltete die Referentin u. a. anhand der Gedanken von Yizchak Nissenboim, der im Warschauer Getto umkam, des Theologen Emil L. Fackenheim und des streitbaren orthodoxen Intellektuellen Yeschajahu Leibowitz. Das Seminar wurde gerahmt durch ein feierliches Gedenken von Schabbat und Sonntag, so daß für die Anwesenden ein Stück Heiligung des göttlichen Namens in der Gegenwart erfahrbar wurde.

Christian M. Rutishauser SJ, Bad Schönbunn (CH)

Notizen

Ab Juni 2004 sollen die biographischen Eckdaten von mehr als der Hälfte der sechs Millionen Holocaust-Opfer in einer von Yad Vashem erstellten Online-Datenbank im Internet einsehbar sein. Diese **weltweit größte Holocaust-Datenbank** wird Namen, Geburtsjahr und -ort sowie Beruf der Opfer enthalten und zur Erinnerung an die Vernichtung des europäischen Judentums während des Zweiten Weltkrieges beitragen. Durch einen interaktiven Zugang können sich die Benutzer an der Vervollständigung oder Berichtigung der bis heute vorliegenden Daten beteiligen.

Der im Freiburger Rundbrief veröffentlichte Beitrag von Bischof Heinrich Mus-singhoff, „Joseph Kardinal Höffner – ein Lebensretter“ (FrRu 9[2002]162-165), war der Auslöser, daß Yad Vashem den früheren Kölner **Kardinal Joseph Höffner mit dem Titel „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet** hat.

Das Deutsche Liturgische Institut in Trier hat eine Handreichung für einen Gedenkgottesdienst in Erinnerung an die Reichspogromnacht vom 9. November herausgegeben: „**Miserere**“. **Gedenkgottesdienst**